

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **46 (1952)**

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vor allem dazu bestimmt, die Seelsorgegeistlichkeit gegenüber der Ordens- und Stiftsgeistlichkeit zu unterscheiden, ihre besonderen Aufgaben ehrend hervorzuheben. Das Zusammengehörigkeitsgefühl bei dem Seelsorgeklerus der damaligen Zeit war so stark, daß sich die Seelsorgegeistlichen geradezu als Mitglieder des Petrinereordens bezeichneten, auch wenn es einen Petrinereorden im kirchenrechtlichen Sinne nie gegeben hat ¹.

Johannes Ramackers

Rezensionen — Comptes rendus

Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte. Von **Hellmuth Rössler** und **Günther Franz** unter Mitarbeit von **Willy Hoppe**. 1. u. 2. Lieferung. XLVIII-224 S. — München, Verlag R. Oldenburg, 1952. Preis pro Lieferung 8 DM in Subskription.

Man könnte sich fragen, ob sich ein solches Nachschlagewerk wirklich rechtfertigt; denn an Lexika besteht im allgemeinen sicher kein Mangel. Die Herausgeber sprechen sich über ihre Absichten, wie üblich, in einem Vorwort aus. Sie bezeichnen ihr Wörterbuch als einen Versuch und weisen darauf hin, daß von den wichtigsten europäischen Ländern einzig Deutschland ohne ein entsprechendes Nachschlagewerk zur Geschichte sei. Das ist nur insofern richtig, als die Allgemeine Deutsche Biographie ein ausgesprochenes Bibliothekswerk, die neue Ausgabe unter dem Titel: Neue Deutsche Biographie erst in Angriff genommen worden ist und trotz starker Einschränkung immer noch sehr umfangreich werden wird.

Im begrenzten Umfang, den die Herausgeber ihrem Werk geben wollen, liegt also ein Vorzug, der übrigens auch durch einen gedrängten Satz erreicht wird. Sicher wird es ein nützliches Nachschlagewerk werden für Studenten und Lehrer der Geschichte, für Journalisten und Politiker, die auf rasche und handliche Benützung angewiesen sind. In Ergänzung des Biographischen Wörterbuchs soll übrigens ein Sachwörterbuch als 2. eigener Band folgen, dessen Manuskript bereits vorliegt. Auf ihn wird im 1. Band verwiesen. Die Zweiteilung war nicht zu umgehen, sie ist übrigens auch zu begrüßen.

Zeitlich führt uns das Wörterbuch bis 1933, bis zum Beginn des nationalsozialistischen Regimes. Für den ausländischen Leser mag das befremdend wirken. Er wird sich aber damit abfinden. Daß sich eine reinliche Scheidung auch für die Herausgeber nicht leicht finden ließ,

¹ In Bayern wurden im 18. Jahrh. Petrinere die Insassen von Priesterhäusern genannt, « in denen die Neupriester gemeinsam lebten und ihre Anstellung abwarteten » (JOS. SCHMITZ, in BUCHBERGERS Lexikon für Theologie und Kirche 8, 1936, 128). Vgl. auch MAX HEIMBUCHER, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche II³. Paderborn 1934. S. 598.

erhellt daraus, daß gemäß dem Zeitregister auch Hitler und Göbbels zur Weimarer Republik gerechnet werden. Die Herausgeber betonen, daß grundsätzlich nur verstorbene Historiker aufgenommen wurden, mit der einzigen Ausnahme Fr. Meineckes (IV). Dieser Grundsatz scheint für andere Gebiete durchbrochen, sind doch z. B. Hermann Hesse und Thomas Mann einbezogen (vgl. XIX).

In die Arbeit teilten sich die Herausgeber wie folgt: W. Hoppe übernahm die Zeit der Völkerwanderung und das Mittelalter bis 1440, G. Franz die Reformationszeit (1440-1550) sowie das letzte Jahrhundert (1815-1933) und H. Rössler die Epoche der « großen Persönlichkeitskultur » (1550-1815), wie sich die Herausgeber ausdrücken. Für Sondergebiete wurden insgesamt neun Gelehrte herangezogen, die mit ihren Initialen zeichnen. In diesem Fall leisteten also die Herausgeber wirklich die Hauptarbeit. Das Wagnis war also umso größer und auch manche Ungleichheiten lassen sich dadurch leichter erklären.

« Ein erster Wurf wie das vorliegende Werk ist natürlich ein dankbares Feld der Kritik », so äußern sich die Herausgeber. Trotzdem erlauben wir uns einige Bemerkungen. Daß das Schwergewicht auf die politische Geschichte gelegt wird, ist das gute Recht der Herausgeber. Hingegen wird man sonst über die Auswahl gelegentlich verschiedener Meinung sein; denn die von den Herausgebern geltend gemachten Grundsätze sind kaum zureichend. Vor allem muß man sich fragen, wie für die mittelalterliche Geschichte die Zusammenhänge gewahrt werden sollen — worauf die Herausgeber besonderes Gewicht legen — wenn nur Deutsche nach heutigen Begriffen Aufnahme finden. So fehlen beispielsweise Kolumban und Gallus, während Benedikt von Aniane berücksichtigt ist.

Aus der mittelalterlichen Geschichte der Schweiz finden wir Adrian von Bubenberg, nicht aber für die spätere Zeit — von Hans Waldmann etwa abgesehen — die bedeutende Persönlichkeit Kardinal Schiners. Ungern vermißt man die berühmte Familie der Amerbach. Wenn von der Familie Blarer der Reformator Ambrosius und der Abt von Weingarten, Gerwig, aufgeführt werden, hätte sich auch eine Erwähnung des hervorragenden Bischofs von Basel, Jakob Christoph v. Blarer u. E. aufgedrängt. Für das 17. Jahrhundert vermißt man den immerhin bedeutenden Zürcher Antistes Joh. Jak. Breitinger, den Basler Bürgermeister Joh. Rud. Wettstein, während bezeichnenderweise der in Deutschland weit bekanntere Georg Jenatsch nicht fehlt. Nicht ganz begreifen können wir auch, daß Joh. C. Lavater, unter den Pädagogen P. Gregor Girard, unter den Dichtern und Schriftstellern Jeremias Gotthelf übergangen sind. Daß Phil. Ant. v. Segesser fehlt, überrascht weniger. Gerne hätten wir dem protestantischen Kirchenhistoriker P. Wernle, neben Finke und Al. Schulte als dem « Dritten im Bunde » auch G. Schnürer einen Platz gegönnt. Diese Feststellungen machen wir auf Grund der Register; die Herausgeber bieten nämlich ein Zeit-, Berufs- und Regionalregister, die den Benützer gut zu orientieren vermögen. Soll nun das Namenverzeichnis endgültig sein?

Einzelne Versehen und Lücken mögen genannt sein. Der Briefwechsel der Brüder A. und Th. Blarer umfaßt 3, nicht 2 Bde. und erschien

1908-1912 (st. 1908-1910) ; zu Benedikt von Aniane ist die großangelegte, franz. Geschichte des Benediktinerordens von Phil. Schmitz (6 Bde. 2. Aufl. 1948-49, deutsche Übersetzung bisher 2 Bde.) zu nennen ; zu Fabri vgl. L. Helbling (1941, Reformationsgesch. St. u. Texte 67/68). Den Verweis von « Defensor pacis » auf Marsilius von Padua begreift man nicht. Im Artikel über Nikolaus von Flue ist die Kanonisation von 1947 nicht erwähnt. Der Artikel wird sachlich nicht jedermann befriedigen. Natürlich heißt es bei Durrers Werk 1917-21 (st. 1927-1921). Auch die bibliographischen Angaben bei J. C. Bluntschli könnten mit gutem Grund erweitert werden. Aber manche Ungleichheiten in der Bibliographie wird man hinnehmen müssen.

Wir lassen es bei diesen Bemerkungen. Auf die einzelnen, z. T. sehr ausführlichen Artikel können wir nicht näher eingehen ; da und dort (vgl. 67 zu Berthold IV. von Zähringen) werden sich wohl noch Korrekturen ergeben. So sehr aber Mängel nicht zu übersehen sind, auch gelegentlich sachliche Vorbehalte angebracht sein dürften, so sehr gebührt den Herausgebern für das Gebotene Dank ; denn als Ganzes ist das Werk eine Leistung, die für ein großes Wissen zeugt.

O. Vasella.

Johann Andreas v. Sprecher: Kulturgeschichte der Drei Bünde. Bearbeitet und neu herausgegeben mit Einführung und Anhang von **Rudolf Jenny.** — Verlag Bischofberger u. Co., Chur 1951. LXXVII-783 S. Fr. 27.70.

Die Geschichte der Republik der Drei Bünde im 18. Jahrhundert von Joh. Andreas v. Sprecher erschien in zwei Bänden 1873-75. Der erste Band war der politischen, der zweite, umfangreichere der Kulturgeschichte gewidmet. Das Werk nahm nicht nur innerhalb der bündnerischen Geschichtsschreibung einen besonders hohen Rang ein, sondern es darf ohne Zweifel auch zu den besten Darstellungen der Schweiz überhaupt zählen. Deshalb war der Plan einer Neuausgabe der längst vergriffenen Kulturgeschichte, die ihren Eigenwert bis heute voll und ganz zu behaupten vermochte, durchaus zu begrüßen. Das will ja nicht besagen, daß Sprechers politische Geschichte heute etwa als völlig überholt gelten müßte, wohl aber liegt der Hauptwert der Darstellung in seiner Kulturgeschichte, weil hier schon thematisch der Bogen der Betrachtung so weit gespannt ist, wie vielleicht kaum in einem anderen Werk der schweizerischen Historiographie. Die Quellen, die Sprecher heranzog, vermittelten ihm überdies einen seltenen Reichtum an unmittelbaren Anschauungen. Und nicht zu übersehen ist schließlich auch die Erzählerkunst des Dichters.

Rudolf Jenny, Staatsarchivar Graubündens, ließ mit Recht den Text Sprechers im wesentlichen unverändert. Ihm selbst verdanken wir eine längere Einleitung, in der er die geistesgeschichtliche Stellung Sprechers näher zu beleuchten versucht (XIII-LII). Diese Einleitung vermag jedoch nicht zu befriedigen. Man stutzt z. B., wenn man S. xvi feststellt, daß J. den Dichter und Geschichtsschreiber in eine Linie mit G. Keller, J. Gotthelf, Ph. A. v. Segesser, Alfred Escher und Jak. Burckhardt rückt, schon gar,

wenn er auf der folgenden Seite Segesser geradezu einen überragenden Vertreter des klassischen Liberalismus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nennt (S. xviii). Der Raum erlaubt es uns nicht, die u. E. z. T. recht widerspruchsvollen Gleichsetzungen ganz anders verwurzelter geistiger Haltungen mit dem liberalen Ideal oder dem klassischen Liberalismus im einzelnen aufzuzeigen. Leider ist eben diese Einführung zu sehr das Ergebnis zahlreicher Lesefrüchte, die den Zusammenhang mit dem Thema zu sehr vermissen lassen und trotz einzelner guter Ansätze nicht genügend durchdacht sind. Deshalb begegnen auch öfters Wiederholungen, die ermüdend wirken (vgl. z. B. die trotz B. Croce reichlich vage Umschreibung des liberalen Ideals: Qualität, Tätigkeit und Geistigkeit, die der Leser immer wieder vorgesetzt erhält: S. xvi, xxii, xxvii, xxx, xxxii; vgl. auch xxvi und xxxi).

Diese kritischen Bemerkungen dürfen jedoch das große Verdienst des Herausgebers nicht übersehen lassen. Was J. zur Textgestaltung sagt, kann nur volle Billigung finden. Anerkennung verdient auch die Untersuchung über die Quellen zu Sprechers Werk. In einem umfangreichen Anhang von beinahe 200 Seiten steuert J. eine Fülle von biographischen Hinweisen und sachlichen Angaben bei. Man wird J. für diese mühsame und weitläufige Arbeit aufrichtigen Dank wissen. Allerdings dürfte mancher Leser finden, es sei dabei gelegentlich des Guten zuviel geschehen und auch die Bewertung der zitierten Literatur nicht immer differenziert genug, indem J. mit dem Lob eher zu freigebig, mit der Kritik dagegen eher zu sparsam umgeht. Trotz solcher Vorbehalte wird jedoch niemand den Wert des Gebotenen leugnen wollen. Der Anhang bietet als Ganzes eine thematisch geordnete Einführung in die bündnerische Geschichtsliteratur nicht nur zum 18. Jahrhundert. Die Leser dieser Zeitschrift seien etwa auf den Kommentar zu den Kapiteln über das Volksleben, die Sitten und Bräuche, dann auch über den Volkscharakter und die Volksmoral (606-616) verwiesen, ferner auf die Ausführungen über die Hexenprozesse (622-626), besonders aber über die Geschichte der evangelisch-rätischen Landeskirche, über Kirchengesang, Liturgie, Gottesdienst der evangelischen Kirche, den Studien- und Bildungsgang der evangelischen Pfarrer, ihre ökonomische Stellung, das religiöse Leben des reformierten Bündnervolkes, über die Herrnhuterfrage, das Verhältnis zwischen den Konfessionen, die katholische Geistlichkeit und Kirche (626-644) und manches andere mehr. Das alles mag den reichen kirchengeschichtlichen Inhalt des Werkes v. Sprechers wenigstens andeuten.

So stellt das vorliegende Buch eine höchst begrüßenswerte Bereicherung des historischen Schrifttums dar. Dem entsprechend ist auch das Verdienst des Herausgebers zu würdigen. Druck und Ausstattung sind übrigens vom Verlag in rühmenswerter Weise betreut worden.

O. Vasella.

La fondation du cardinal Jean de Brogny à Genève (1406) et le nom de la chapelle des Macchabées, par Paul-E. Martin et Paul Rousset, extrait du *Bulletin de la Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève*, 51 pages. Genève 1952.

On admire, contiguë à la cathédrale de St-Pierre à Genève, la chapelle dite des Macchabées. Construite, en 1405-1406, par le cardinal Jean de Brogny, qui s'y fit inhumer, elle était dédiée à la Vierge ; puis, à partir du milieu du XV^e siècle, on l'appelle régulièrement « chapelle des Macchabées », dénomination qu'elle a conservée jusqu'à nos jours.

On a de ce changement de nom proposé plusieurs explications. Peut-être les prêtres chargés de la desservir avaient-ils obtenu, au cours de la première moitié du XV^e siècle, des reliques des Frères Macchabées. Ou bien, comme le 1^{er} août, fête de saint Pierre aux Liens, on fait mémoire de ces martyrs, aura-t-on tenu à dédier à ces derniers, dans la cathédrale même, un sanctuaire secondaire, afin que, à l'exemple de ce qui s'était fait à Rome à l'église de St-Pierre-aux-Liens, fussent groupés dans le même édifice religieux ceux que la liturgie associait en un même jour. A cette hypothèse on peut toutefois objecter le fait que, contrairement à ce qu'on attendrait si elle était fondée, le nom des Macchabées n'est jamais précédé de l'épithète *sancti*. M. L. Dufour-Vernes a, d'autre part, fait remarquer que, dans divers actes de notaire du XVI^e siècle, le terme de Macchabée est synonyme de chapelain : les douze prêtres, présidés par un archidiacre, que le cardinal de Brogny avait prévus dans sa fondation pour desservir sa chapelle, sont appelés « capellani Machabei », ou « domini Machabei » et en français, au XVI^e siècle, « macabious » ou « macabieulx », et la chapellenie elle-même : « Machabita ». M. Louis Blondel a souligné par ailleurs que des textes de la fin du XV^e siècle désignent, sous le terme de « Machaberia », une chapelle funéraire ou un mausolée de famille.

MM. Martin et Rousset analysent de leur côté longuement une fondation faite, en 1390, par Antoine de Louvier, évêque de Maguelonne, en faveur d'une chapelle dite des Macchabées, construite vers le XIII^e siècle dans le cloître adjacent à la cathédrale de Vienne en Dauphiné (dont les titulaires primitifs étaient également les Sept Frères Macchabées). Le fondateur, qui l'avait restaurée et décorée, s'y était fait enterrer (1405). Or, de la fondation de ce dernier, le cardinal de Brogny semble s'être inspiré : il y a, en effet, dans les deux actes, de nombreux points communs, des identités textuelles frappantes, que nos deux auteurs ont bien mis en valeur en les juxtaposant. L'imitation n'est cependant « ni générale ni complète, et la fondation de Jean de Brogny conserve son caractère particulier » (p. 36). MM. Martin et Rousset estiment dès lors que, dans cette similitude d'appellation, il y a pure coïncidence, qu'il ne faut, en d'autres termes, pas chercher à expliquer la nouvelle désignation de la chapelle genevoise par celle de Vienne, d'autant plus que cette dernière, dès le XV^e siècle, est appelée généralement chapelle de Maguelonne ou de St-Maurice-le-Vieux.

Nos auteurs concluent que c'est encore l'hypothèse de la réception de reliques des Frères Macchabées qui demeure l'explication la plus vrai-

semblable de la dénomination dont ils s'occupent. Ils avaient déclaré, dès la première page, qu'ils n'étaient pas assurés de pouvoir proposer une solution définitive, et précisé que leur but était simplement de « réunir les données et d'indiquer les conclusions auxquelles elles peuvent conduire ». Leur étude est, de fait, la mise au point la plus complète d'une question que personne ne songera à reprendre tant qu'on n'aura pas signalé un texte nouveau ou un élément jusqu'ici inconnu, qui permette de donner une solution définitive au petit problème auquel ils ont consacré leur minutieuse et exhaustive enquête.

L. Waeber.

Karl Kraus-Mannestätter : Heitersheim, die Malteserstadt. — Heitersheim, 1952. 95 pp., 8 ill.

Etant donné les relations étroites qui ont existé jadis entre une grande partie des établissements suisses de l'Ordre de St-Jean et le siège administratif de sa Langue d'Allemagne, nous croyons utile de signaler la publication d'une brochure qui, si elle ne répond pas exactement aux désirs de l'historien de l'Ordre, renferme néanmoins des renseignements intéressants.

Ecrivain surtout pour intéresser la jeunesse au passé de sa petite ville, l'auteur s'est borné presque entièrement à utiliser deux devanciers locaux qu'il a mis à jour. Il n'a pas tenu compte du fait que l'union personnelle entre plusieurs commanderies suisses et le siège du grand-prieuré à Heitersheim (nous pensons particulièrement à Bubikon) aurait rendu souhaitable sinon nécessaire la consultation de publications suisses. La remarque vaut aussi en ce qui concerne les noms exacts de certains grands-prieurs, pour lesquels la liste donnée par le Soleurois Karl Falkenstein (si malencontreusement copiée par Hans Lehmann) n'est vraiment plus utilisable. L'auteur s'occupant d'histoire locale, l'enchevêtrement supranational d'un organisme religieux, ainsi que ses relations lointaines, lui ont souvent échappé.

Nous aurions aimé trouver quelques précisions sur la date exacte de l'érection de Heitersheim en principauté du St-Empire (1546 ou 1548 ?) comme sur le sort des archives et de tant d'objets si honteusement dispersés au siècle dernier par l'administration de Carlsruhe. Notons ici qu'une bonne partie des tableaux fut acquise par le bailliage protestant de Brandebourg qui en revendit l'un ou l'autre (en Suisse ?) après la première guerre mondiale ; la seconde les fit perdre définitivement. La destruction partielle des bâtiments du château est à peine mentionnée. Un plan, sinon de la ville, du moins du château à l'époque des grands-prieurs, aurait eu son intérêt, surtout pour le lecteur étranger.

Après avoir formulé ces quelques critiques qui concernent surtout la période de la domination de l'Ordre de St-Jean (pourquoi l'auteur insiste-t-il sur « Malte » ? l'Ordre s'était établi à Heitersheim bien avant le XVI^e siècle !), reconnaissons que nous avons lu avec intérêt l'histoire d'une petite ville qui a dû et su s'adapter aux circonstances si complètement changées depuis l'époque où ses seigneurs jouaient un rôle dans l'histoire européenne.

H. C. de Zeiningen.

Hermann Specker : Die Reformationswirren im Berner Oberland 1528. Ihre Geschichte und ihre Folgen. Beiheft 9 der « Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte ». Freiburg i. d. Schweiz 1951. 112 Seiten und 1 Karte.

Die zögernde Haltung Berns in den Kappelerkriegen hat in der historischen Darstellung verschiedene Deutungen gefunden. Seitdem Leonhard von Muralt in der Zeitschrift « Zwingliana » (4, 1928) dafür die Westpolitik der Aarestadt verantwortlich gemacht hat, folgte die führende schweizergeschichtliche Literatur dieser Auffassung. Selbständiger ist E. Feuz in seiner « Schweizer Geschichte » (Zürich 1940) den Ursachen nachgegangen. Seine Ausführungen decken sich im Kern mit den Ergebnissen, zu denen Specker in seiner Dissertation gekommen ist.

Specker sieht das Schwergewicht in der Innenpolitik, in den Schwierigkeiten, die Bern bei der Durchführung der Reformation vor allem im Berner Oberland erwachsen. Die wachsame Nachbarschaft der katholischen Urschweiz stärkte den Widerstand gegen die gewalttätige Abschaffung des alten Glaubens. Nachdem Bern vom eidlichen Versprechen, das es den katholischen Boten am Pfingstmontag 1526 gegeben hatte, abgewichen war, unterstützten die katholischen Orte das Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden, um die Reformation aufzuhalten, ein Vorgehen, das Zürich zugunsten der Glaubensneuerung in den Gemeinen Vogteien gefordert hatte. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ging die Berner Regierung ihres Weges. Entscheidend für die Weiterentwicklung war das Reformationsmandat von 1528. Darin machte die Regierung gewisse Zugeständnisse für die Änderung des Gottesdienstes (Messe !) und die Beseitigung der Bilder. Sie waren nur taktischer Art. Schon die Abstimmung über das Reformationsmandat — sie geschah unter Druck — ließ erkennen, daß die Berner Regierung nicht auf halbem Wege stehenbleiben wollte. Specker hat sich eingehend mit den Motiven beschäftigt, die das Ja oder Nein zum Reformationsmandat beeinflussten. Wo die materiellen Verhältnisse ungünstiger waren, wie in den Gemeinden der Gotteshausleute von Interlaken, neigten die Untertanen eher zur Annahme des Reformationsmandates. Für die Unruhen, die nun im Berner Oberland der Abstimmung über die Reformation folgten, trägt die zwiespältige Haltung der Regierung die Verantwortung. Zwei Dinge prallten hart aufeinander, ein saftiges Staatskirchentum und das durch die Reformation gestachelte Freiheitsgefühl der Untertanen. Wie anderswo glitt der religiöse Umsturz auch hier zur sozialen Revolution über. Die enttäuschten Hoffnungen der Untertanen gefährdeten wiederum das Werk der Reformation. Die Berner Regierung suchte deshalb politischen und militärischen Rückhalt im Burgrecht mit Zürich (25. Juni 1528). Die bedrängten Altgläubigen appellierten an die Hilfsbereitschaft der katholischen Orte. Es ist ein Hauptverdienst Speckers, das verwickelte Gewebe der Wechselwirkungen zwischen machtbewußter Landeshoheit, bodenständiger Freiheitsliebe, zähen Lebensinteressen und tiefverwurzelter Glaubensstreue (das Wort « Glaubensfanatismus » S. 42 ist unglücklich gewählt) klargelegt zu haben. Dabei tastet der Verfasser nicht nur an der Oberfläche der Ereig-

nisse hin, sondern bohrt auch in die Tiefe der problemträchtigen Hintergründe. Der Einmischung der katholischen Orte in die Reformationswirren des Berner Oberlandes stellte sich die Forderung des Stanser Vorkommnisses entgegen, « ob yeman unnder unns die sinen widerwärttig sin wöltten oder ungehorsamm wurden, dieselben söllent wir ein anndern mit guotten trüwen fürderlich helfen iren herren wider gehorsamm machen nach lut und durch krafft unnsrer geswornen pundtbriefen ». Unterwalden, die treibende Kraft für eine handfeste Unterstützung der Altgläubigen in der bernischen Nachbarschaft, berief sich für sein Vorgehen mit Recht auf ein Schlagwort der Neugläubigen, der Glaube berühre die Bünde nicht und gehe ihnen vor.

Die Brücke von der Reformation in Bern zur Politik der Aarestadt in den Kappelerkriegen schlug die Erhebung des Berner Oberlandes im Herbst 1528. Die bewaffnete Hilfe der Unterwaldner verquickte den lokalen Streit mit gesamteidgenössischen Spannungen. Bernische Flüchtlinge schürten gegen die Heimatregierung. Bedeutsam war die Haltung Zürichs, das den Span zwischen Bern und Unterwalden zur Abrechnung mit den katholischen Orten festkeilen wollte. Gegenüber der scharfmachenden Politik der Limmatstadt neigte Bern, besonders nach dem vorläufigen Ausgleich mit Unterwalden vom März 1529, zu zurückhaltender Vorsicht. Es ist dem Verfasser gelungen, die verbindenden Linien zwischen den Unruhen im Berner Oberland und den Kappelerkriegen lückenlos herzustellen. Die Untersuchungen Speckers zeigen erneut, daß eine gründliche Überarbeitung des Quellenmaterials auch dort neue Ergebnisse zeitigen kann, wo die führende Geschichtsschreibung schon festgefahren zu sein scheint. Speckers Dissertation verdient es, daß sie in neuen Darstellungen der Berner Reformation und ihren Auswirkungen auf die Kappelerkriege gebührend berücksichtigt werde.

Theophil Graf.

Franz Grass, Pfarrei und Gemeinde im Spiegel der Weistümer Tirols.
— Innsbruck, Kommissionsverlag Tyrolia-Verlag 1950. 208 S., kart. Fr. 5.20.

Diese kirchenrechtsgeschichtlichen Studien des Innsbrucker Privatdozenten verdienen auch in der Schweiz Beachtung. F. G. geht vorerst von der Idee der Übereinstimmung der Pfarrei- und Gerichtsbezirke aus, ursprünglich auch der Markgenossenschaft. Otto Stolz folgend vertritt er auch die Auffassung, daß die Aufsplitterung in kleinere Landgerichte der Aufteilung in kleinere Pfarrverbände folgte. Ob die Identität von Gerichts- und Pfarrbezirken in jedem einzelnen Fall so eindeutig ist, mag dahingestellt bleiben (vgl. S. 29 ff., s. auch Jahresber. d. hist. antiquar. Gesellschaft Graubündens 1940, 201, 214 ff.). Sicher ist jedenfalls, daß die Verhältnisse der alpinen Gebiete sich von denen des Flachlandes erheblich unterscheiden und man in vielen Beziehungen, entgegen zu weitgehenden Verallgemeinerungen, an der singulären Entwicklung der Landschaften festhalten muß. Das Verdienst dieses Buches ist es nun zweifellos, die besonderen Verhältnisse Tirols auf Grund eng umgrenzter Rechtsquellen, eben der Weistümer, und einer Anzahl von Urkunden zu untersuchen, wobei die einschlägige Literatur in reichem, manchmal in fast überreichem Maß

herangezogen wird. Der mit der zerstreuten kirchenrechtsgeschichtlichen Literatur weniger vertraute Leser wird hieraus manche Anregung schöpfen können, wie er auch für die Hinweise auf die in vieler Beziehung weit vorgeschrittenen Forschungen der Tiroler Historiker dankbar sein wird. Es genüge, etwa den Namen Hermann Wopfners in Erinnerung zu rufen.

Fünf Themen behandelt dann Gr. aufeinanderfolgend. Es sind: Die Pfarraufsicht der Gemeinde; Der Gesellpriester; Der Mesner und die Glocken; Der Kirchpropst; Das religiöse Leben der Gemeinde. Nehmen wir es vorweg: das wichtigste Anliegen des Verfassers ist es, die rechtlich dominierende Stellung der Gemeinde gegenüber dem Pfarrer und besonders auch gegenüber dem Gesellpriester, überhaupt in Angelegenheiten der Pfarrei herauszuheben. Nun sind wir weit davon entfernt, etwa die Tatsache der steigenden Einflußnahme der Gemeinde auf die Seelsorge und namentlich auch auf die Verwaltung des Ortskirchenvermögens in Zweifel zu ziehen, bietet doch gerade die Schweiz in ihren verschiedensten Landschaften für solche Entwicklungen Beispiele genug, die denen Tirols an Eindringlichkeit kaum nachstehen dürften. Aber — und hier setzen manche unserer Bedenken gegenüber den anregenden Ausführungen von Gr. ein — der Verfasser neigt dazu, für manche Fragen die Schlußfolgerungen zu sehr auszuweiten. Die Quellen, die ihm in erster Linie zur Verfügung stehen, die Weistümer, bieten Normen. Sie ermöglichen es zu systematisieren, aber sie verleiten dazu, die entwicklungsgeschichtlichen Linien zu sehr zu verwischen. Vielfach sind sie nämlich undatiert, datierte liegen zeitlich zu weit auseinander, und obgleich Gr. im Vorwort betont, die Arbeit schließe durchgehends mit dem beginnenden 18. Jahrh., greift er doch nicht selten über diese zeitliche Grenze hinaus, nicht nur in den Erläuterungen. Die Vermengung mittelalterlicher Tatbestände mit jenen neuzeitlicher Entwicklungen macht sich daher u. E. öfters nachteilig geltend (so auch S. 87). Wenn Gr. z. B. anführt, daß die Tiroler Bauern 1525 sogar die freie Pfarrerwahl durch die Gemeinden forderten, so ist das einzig und allein aus reformatorischen Ideen erklärbar; denn zuvor ist man kaum von der Forderung auf Mitwirkung bei der Wahl zu jener absolut selbständiger Wahl übergegangen (vgl. S. 48 f.).

Das vielleicht bemerkenswerteste Kapitel, von jenem über den Kirchenpropst abgesehen, bezieht sich auf den Gesellpriester. Der entsprechende lateinische Begriff lautet nach Gr. *socius*. Er unterscheidet mit Recht den Gesellpriester vom Altaristen und einfachen Benefiziaten. Aber, so fragen wir uns trotzdem, was umfaßt der Begriff Gesellpriester? Entspricht der Begriff der bischöflich-kurialen Sprache, oder eher der Volkssprache? Mit dem Begriff *socius* wird man im späteren Mittelalter kaum mehr auskommen (60). In den wenigen uns erhaltenen verwaltungsgeschichtlichen Quellen der Kurie zu Chur, welcher immerhin eine Anzahl der von Gr. in die Untersuchung einbezogenen Pfarreien unterstellt war, begegnet der Begriff kaum. Bezeichnenderweise findet er sich aber im Subsidieregister für den Vintschgau von 1492 (s. diese Zeitschrift 1944, 281), das uns leider nur in einer deutschgeschriebenen Kopie des 17. Jahrhunderts überliefert ist. Daraus geht auch die ungleiche Verbreitung der Gesellpriester in den

Pfarreien hervor. Wie aber reiht der bischöfliche Siegler den Gesellpriester ein? Dieser zählt ohne Zweifel zu den « Vicarii seu provisores et inoffi- ciatores arrendati et non arrendati », wie sich der Siegler ausdrückt (vgl. diese Zeitschr. I. c. 270). Rechtlich war also die Annahme der Gesellpriester bzw. der Hilfsgeistlichen durch den Pfarrer oder die Gemeinde durch Dienst- vertrag von der Kurie durchaus anerkannt, wie auch Gr. richtig betont (vgl. 58, 86). Aber es ist nicht so, daß die Gesellpriester jeglicher Kontrolle durch die bischöfliche Kurie entzogen gewesen wären, welchen Eindruck man bei Gr. fast gewinnen könnte (57 ff., wo dem Begriff der absoluten Ordination u. E. zu große Bedeutung zugemessen wird, s. auch 81). Schon allein die Verpflichtung auch der Gesellpriester zur Leistung aller Abgaben an die Kurie zwang ja zur Kontrolle. Und wie diese etwa im Bistum Chur gehandhabt wurde, zeigen manche Beispiele (vgl. Mitt. des Instituts für österr. Geschichtsforschung 58, 1950, 444 ff.).

In ähnlicher Weise ließen sich für das Kapitel über den Kirchen- propst Fragen aufwerfen. In der Hauptsache wird man Gr. ohne weiteres zustimmen. Daß der Kirchenpropst innerhalb seiner Gemeinde verschiedene, auch außerkirchliche Aufgaben erfüllte, ist nicht so auffallend wie Gr. zu glauben scheint (134). Besonders gilt dies von kleineren Landgemeinden, wo die Vereinigung mehrerer Ämter natürlicherweise gegeben war. Im all- gemeinen gilt hier die Beobachtung, daß manches zu sehr im Licht eines Gegensatzes zwischen Kirche und Gemeinde gesehen wird, während die Kirche manche Entwicklungen ermöglicht oder erleichtert hat (vgl. zu S. 105 auch diese Zeitschrift 1940, 89; zu S. 63, 70, 91 ff.), was bei Gr. vielfach zu wenig hervorgehoben wird.

Wenn Gr. von der Aufsicht der Gemeinde über die Ehe spricht (45 f.), hätte u. E. in diesem Zusammenhang unbedingt die klandestine Ehe erwähnt werden müssen; denn sie spielt gerade in alpinen Gebieten eine auffallend große Rolle. Sie trug u. a. auch bei zur Opposition gegen die geistliche Gerichtsbarkeit (s. die bemerkenswerten Feststellungen von Gr. S. 47). Ver- einzelte kritische Bemerkungen mögen noch hinzugefügt werden. S. 68, Anm. 57 scheint der zitierte Text nicht ganz richtig wiedergegeben zu sein, ebda. stimmt Anm. 58 nicht zum Text. Einzelne Wiederholungen hätten sich einschränken lassen (58, 66, 72, 86, 88). Gelegentlich hätten Aus- drücke erklärt werden dürfen (so z. B. 199, Anm. « peunt »). Nichtbeach- tung der Zeitenfolge wirkt ab und zu störend (158, 166). Zu oft ist die Rede von uralte, Urgemeindeverband, Urfarrbezirk usw. (34-36), was wohl zeigt, wie wenig wir über die Ursprünge der Institutionen eigentlich wissen.

Wie bereits betont, bietet das Buch eine Fülle von Anregungen. Es läßt manche Fragen offen und verweist nicht selten auch auf die wissen- schaftliche Diskussion der Probleme, was zu begrüßen ist. Mancher Freund der schweizerischen Kirchengeschichte, besonders auch der Pfarrgeschichte, kann aus ihm reichen Gewinn ziehen, im Abschnitt über den Mesner und die Glocken, auch was die religiöse Volkskunde betrifft.

O. Vasella.

E. de Moreau S. J. : Histoire de l'Eglise en Belgique. T. V. : L'Eglise des Pays-Bas. 1559-1633 (Museum Lessianum, Sect. hist. N° 15). — Bruxelles, l'Edition universelle, 1952, 542 pages et xxviii pl. Fr. belges 325.—

Le cinquième tome de l'Histoire de l'Eglise en Belgique du Père de Moreau ralentit l'allure antérieure de la collection. Il ne couvre que soixante-quinze années. Mais quelles années : 1559-1633 ! Quatre séries d'événements de première importance font de cette période le plus grave moment de toute l'histoire de l'Eglise en cette région.

C'est, pour débiter, en 1559-1633, une réorganisation générale des diocèses, souhaitée depuis le XIV^e siècle, voulue et préparée par Charles-Quint, négociée avec ténacité par Philippe II et obtenue du Pape Paul IV, finalement appliquée sur le sol et dans les institutions jusque dans les détails par la main rigoureuse du duc d'Albe. Elle constitue une Eglise nouvelle, l'Eglise des Pays-Bas, qui durera en droit jusqu'en 1648, avec ses dix-neuf évêchés répartis entre trois provinces, avec à leur tête Malines. Les dix-sept provinces civiles de Charles-Quint ne dépendent plus sur le plan religieux des métropoles étrangères de Cologne, Trèves et Reims. L'unité linguistique des évêchés et la correspondance des diètes civiles et ecclésiastiques sont largement améliorées. Des prélats, choisis avec conscience, vont pouvoir s'occuper d'appliquer dans leurs diocèses les décrets du Concile de Trente, que la gouvernante Marguerite de Parme publie, non sans restrictions, en 1565. C'est le point de départ d'une réforme des abbayes, monastères et chapitres, et surtout du clergé séculier grâce à l'organisation des séminaires.

L'an d'après éclate aux Pays-Bas la deuxième péripétie dramatique : de violents troubles iconoclastes et une révolution de la noblesse et des villes contre la politique espagnole de Philippe II. Cette révolte prend tout de suite une couleur religieuse, sous l'influence des calvinistes dont la minorité est alors en pleine offensive guerrière, là comme en Ecosse, comme en France, et s'efforce de dominer les événements pour en tirer tout le profit. Cependant, dans les provinces du sud, les catholiques se ressaisissent et, tout en continuant à lutter contre le nouveau régime espagnol, cherchent à se réconcilier avec le roi. Avant d'y parvenir par la Confédération d'Arras, elles passent par de très durs moments : brutalité de la répression d'Albe, oppression des catholiques par les régimes calvinistes instaurés à Anvers, à Gand et ailleurs, meurtres d'ecclésiastiques, pillages et destructions d'églises et d'abbayes, ambiguïtés de la pacification de Gand et de la Paix de religion de 1578, perplexité des consciences en face des serments exigés tour à tour.

La reconquête des villes par Farnèse, cependant, ouvre à partir de 1578 la quatrième période, frayant la voie au gouvernement des archiducs Albert et Isabelle (1595-1633). Les Pays-Bas retrouvent un système adapté à leurs traditions, des princes résidents qu'ils aiment, leur religion traditionnelle. Alors commence une ère de renaissance et d'expansion telle qu'on n'en reverra plus avant 1830. En tous les domaines la vie religieuse se réforme et reflorit, spécialement animée par l'activité des nouveaux évêchés,

des séminaires, des établissements des Jésuites et des Capucins. Si la vie spirituelle reste largement tributaire de livres venus de l'étranger, l'art baroque, introduit dès le début du XVII^e siècle, connaît un magnifique épanouissement autochtone. Pierre-Paul Rubens, François Duquesnoy et Pierre Huyssens créent le style baroque flamand. La protection des archiducs, aussi bien que les profondes destructions des iconoclastes et des soldats, permettent ce renouvellement sensationnel du vêtement d'art de l'Eglise.

L'étude de ce dernier objet est l'œuvre du professeur Jacques Lavalleye. Pour l'ensemble du volume, le Père de Moreau a mis à profit une très vaste littérature : peu de périodes ont été aussi étudiées que celle-ci dans l'histoire de Belgique. Sur l'épanouissement du catholicisme au temps des archiducs, il disposait, par exemple, de l'excellente synthèse de A. Pasture (1925). Mais il n'a pas négligé de travailler lui-même sur les sources ecclésiastiques, particulièrement abondantes à partir du XVII^e siècle. Il a pu de la sorte rédiger nombre de chapitres inédits et multiplier les précisions nouvelles : ainsi l'enquête sur les prêtres massacrés par les Gueux, les données statistiques qui terminent le chapitre sur les évêchés, les notices sur les activités des Jésuites et des Capucins. On possède finalement, grâce à lui, des tableaux équilibrés et remplis de détails sur l'Eglise des Pays-Bas aux quatre moments si contrastés de sa brève existence.

L'avantage de tels tableaux ne va pas sans contreparties. Pour suivre les lignes particulières d'évolution — l'application des décrets du Concile de Trente, la pénétration du calvinisme, la reconquête des diocèses —, il faut isoler les événements et briser les synchronismes ; il en résulte parfois une incertitude chronologique. On nous parle de l'action du nonce Bonhomi (que les lecteurs suisses seront heureux de retrouver) avant de nous parler des entreprises et révoltes calvinistes. Egmont et Requesens continuent d'agir après qu'on nous a dit leur mort, etc. . . D'autre part, il est parfois difficile de suivre les retentissements religieux de la guerre des Gueux dont on ne nous parle guère que par allusion. Petites gênes pour qui n'est pas suffisamment familier de l'histoire de Belgique. Une difficulté plus grave résulte du découpage artificiel imposé par le titre : en limitant l'étude aux provinces actuellement belges des Pays-Bas, on voile quelque peu l'intelligibilité d'événements qui eurent pour siège le pays tout entier. Mais c'est là défaut commun de toute histoire religieuse à laquelle on impose le cadre d'une circonscription politique ultérieure.

Le tome V est sans doute l'un des meilleurs de cette Histoire de l'Eglise en Belgique. Il fait honneur à l'œuvre entreprise naguère par le Père de Moreau, qui n'aura pas la joie de la voir achevée. Espérons que la disparition prématurée de l'historien n'empêchera pas l'œuvre de continuer sa route, dans l'élan même qu'elle a reçu de lui !

M. H. Vicairé O. P.

Ernst Walter Zeeden : Martin Luther und die Reformation im Urteil des deutschen Luthertums. Studien zum Selbstverständnis des Lutherischen Protestantismus von Luthers Tode bis zum Beginn der Goethe-Zeit. T. I., — Herder, Fribourg-en-Brigau, 1950. In-8, 402 pages DM 14.—.

Luther n'est pas seulement un personnage de l'histoire. Il est aussi aux yeux des luthériens le porteur d'un certain message. Les textes que les écrivains luthériens, aux divers moments de l'histoire, consacrent à la personne de Luther et à son interprétation comportent donc une prise de position religieuse et constituent par conséquent un témoignage du luthéranisme sur lui-même. Il est possible, grâce à eux, de démêler les éléments divers qui, alternativement soulignés par les siècles, intègrent l'essence de cette orientation religieuse. C'est ce qui fait le prix de la vaste enquête entreprise par le D^r Walter Zeeden, professeur d'histoire moderne à Fribourg-en-Brigau, sur le témoignage du luthéranisme allemand sur Martin Luther et sur la Réforme. Le présent ouvrage, que doit accompagner une collection de notes, de textes originaux et de traductions, n'est que la première partie de l'enquête, qu'un autre livre doit compléter, relatif aux historiens du XIX^e siècle. Il s'étend aux quatre périodes de l'établissement du luthéranisme, de l'orthodoxie au XVII^e siècle, du piétisme et de la philosophie des lumières au XVIII^e.

Mélancton, Mathésius, Matthias Flaccus illyricus et quelques autres représentent la première période. Au terme du XVI^e siècle, alors que se sont estompés déjà les traits humains de Luther, le réformateur fait figure de personnage mythique, Père de l'Eglise, fondateur religieux, messager dont on ne doit à aucun prix abandonner la doctrine à laquelle on reconnaît une autorité comparable à celle de la Bible. Cette interprétation domine le XVII^e siècle, où le luthéranisme apparaît essentiellement comme une orthodoxie : celle de la créance de Luther, la justification par la foi. A la fin du XVII^e siècle, un Seckendorf prend un tournant. S'il reste encore fidèle à l'orthodoxie, il la mine déjà par son universalisme plus décidé. Bientôt le piétisme d'un Spencer ou d'un Arnold réduit toutes les valeurs chrétiennes à la moralité et à la ferveur individuelle. Luther apparaît alors sous les traits d'un champion de l'intériorité et de la liberté de conscience. Alors commencent à se dessiner dans le luthéranisme les deux orientations fondamentales que les XIX^e et XX^e siècles ne cesseront de développer : une orthodoxie, qui défend tenacement les positions des siècles antérieurs, un « libéralisme », qui ne s'intéresse plus aux dogmes, insiste sur la liberté de la foi, taxe d'antichrétiennes les orthodoxies comme telles et pense que la tolérance est une exigence essentielle du christianisme véritable. Le piétisme ayant ouvert la voie au rationalisme de la philosophie des lumières et à l'individualisme religieux, les conceptions d'un Semler, d'un Lessing, d'un Herder scandent des étapes nouvelles dans le second type d'interprétation du luthéranisme. On assiste à sa rationalisation critique et à sa sécularisation progressive. Considéré désormais comme une évolution de l'Eglise toujours à reprendre, apprécié avant tout pour son œuvre d'amélioration morale sur la terre, il s'aligne dans la perspective du progrès chère au

XVIII^e siècle. L'universalisme chrétien se mue en cosmopolitisme. Le christianisme, en découverte de soi-même, affirmation de l'individu et de la nation. Luther, dans ce contexte, est le libérateur de la conscience et de la pensée, celui qui a brisé l'Eglise de l'autorité et délivré l'Etat. Les positions du XIX^e et même du XX^e siècle sont contenues déjà dans ces orientations du siècle des lumières.

La synthèse on le voit est très vaste. Pour placer dans leur contexte véritable les interprétations si variées de Luther, Zeeden a été conduit à élargir considérablement son sujet. C'est par moment l'histoire entière de la pensée religieuse en terre luthérienne qu'il est amené à décrire. Peut-être est-ce nécessité. Mais peut-on dominer tant de choses ? Il ne faut pas oublier cependant que ce volume d'analyse n'est qu'une première partie et ne doit pas être séparé, non plus, du volume de textes et de notes sur lequel il s'appuie. Disons finalement qu'il fait preuve d'une belle audace et force de synthèse, en réduisant à quelques lignes simples une littérature d'une grande richesse. Tout se résume finalement à l'alternance dans l'histoire des deux visages de Luther, inspirateurs de deux luthéranismes qui semblent difficilement conciliables : l'homme de la liberté qui se révolte contre l'ancienne Eglise ; l'homme de la vérité, qui proclame la doctrine pure.

M. H. Vicaire.

Othmar Perler : Weisheit und Liebe nach Texte aus den Werken des hl. Augustinus. — Verlag Walter, Olten 1952 ; 147 S.

C'est un florilège de pensées de saint Augustin que nous donne, dans la collection « Kleine Bücher Christlicher Weisheit aus zwei Jahrtausenden, Kurzbiographien, Texte, Darstellungen », M. le D^r Perler, professeur d'archéologie chrétienne et de patrologie à l'Université de Fribourg. Il les a réparties en sept chapitres : la concupiscence, l'amour, la grâce, l'Eglise, l'initiation chrétienne (baptême et eucharistie), la Sainte Trinité et son habitation dans le cœur des justes et enfin la Paix dans la Cité de Dieu. On se rend compte immédiatement que c'est un contact personnel et direct avec l'œuvre du grand docteur qui a déterminé le choix des passages que M. Perler traduit en allemand et met sous les yeux du lecteur. Il les a empruntés aux Confessions, aux traités théologiques de saint Augustin, à sa correspondance et enfin à ses sermons, y compris naturellement ceux qu'a publiés Dom Morin. Le tout vise à faire ressortir les idées dominantes et la personnalité du saint docteur, à compléter les pages qui, au début du volume, sont consacrées à résumer sa vie, et à souligner les principes directeurs que le grand évêque, après les avoir vécus lui-même, désirait voir guider ses auditeurs, ses lecteurs et — c'est le souhait de M. Perler et le vœu qui lui a dicté cette plaquette — les chrétiens de tous les temps.

L. Waeber.

Perl (Carl Johann) : Aurelius Augustinus : Der Gottesstaat. — I. Bd. (Buch I-VII) ; II. Bd. (Buch VIII-XV). Otto Müller Verlag, Salzburg. 1951/2, 18×11, 446 et 494 pp.

La Cité de Dieu est parmi les œuvres de saint Augustin celle où le contraste entre les valeurs permanentes et les circonstances transitoires se montre de la façon la plus nette. Pour cette raison, la plupart des traducteurs de la Cité de Dieu se sont bornés à des morceaux choisis. On doit dès lors admirer l'initiative de M. C. J. Perl de nous en donner une traduction complète. Il évite de la sorte de présenter un saint Augustin détaché de son siècle, ou en d'autres mots d'en fausser l'image historique.

Cette traduction comprendra en tout trois petits volumes. Les deux premiers viennent de paraître. L'édition et la traduction sont excellentes. Sans trahir le texte original, le traducteur a su garder un style alerte. La lecture ne fatigue pas comme c'est le cas pour tant d'ouvrages qui négligent trop le style. La traduction elle-même est précédée d'une introduction d'une trentaine de pages et elle est suivie d'un registre (comprenant presque exclusivement des noms propres). L'introduction et le registre ont pour but de remplacer les notes au bas des pages ; on peut toutefois se demander si le but a été atteint. L'introduction traite du contenu, de l'origine (le paganisme au temps de saint Augustin) et de l'intérêt actuel de la Cité de Dieu. L'auteur s'arrête un peu plus longuement à la « philosophie théologique » de l'évêque d'Hippone et à la philosophie de l'histoire en général. Malgré tout, une introduction aussi succincte ne pourra jamais rendre justice d'une pensée aussi nuancée que celle de saint Augustin. M. Perl court le risque de la présenter dans une lumière trop subjective. La théologie de saint Augustin est complètement passée sous silence ! Nous plaçant sur le terrain philosophique, nous ne souscrivons pas à cette affirmation que la définition du mal serait une formule propre à saint Augustin (p. 19), ni à cette autre que toute une vie fut nécessaire au Docteur de l'Eglise pour qu'il se rendît compte que la transition du bien fini au bien infini n'était pas quelque chose de continu (p. 21). Sa définition du mal ne diffère pas essentiellement, nous semble-t-il, de celle des Néoplatoniciens ; et l'autre assertion n'est-elle pas démentie par le fait que saint Augustin s'est rendu compte, aux environs de l'année 391, que la béatitude et la vision de Dieu étaient irréalisables durant la vie terrestre ? Nous hésiterions aussi à appeler la Cité de Dieu un poème chantant la beauté du monde (p. 30). Regrettons enfin que Tertullien soit désigné comme « Premier Père de l'Eglise » (p. 432). On pourrait encore contester d'autres points de détail, mais nous ne voulons pas oublier qu'il s'agit en premier lieu d'une traduction, qui, en elle-même — comme nous le disions — est bonne. C'est pourquoi, cet ouvrage mérite bien d'avoir sa place dans la bibliothèque d'un historien.

T. van Bavel, O. E. S. A.

Archiv für Reformationsgeschichte. Internationale Zeitschrift zur Erforschung der Reformation und ihrer Weltwirkungen. Hrg. von **Gerh. Ritter, Harold J. Grimm, Roland H. Bainton, Heinr. Bornkamm.** — Jahrgang 42, 1951. C. Bertelsmann Verlag Gütersloh i. Westf.

Diese angesehene Zeitschrift hatte, wie alle deutschen Zeitschriften, wechselvolle Schicksale. Die Führung in der Leitung der Zeitschrift übernahm, nach dem Tode ihres Begründers, W. Friedensburg, Gerhard Ritter. Er gab ihr bereits 1938 eine neue Gestalt und entwickelte damals ein neues Programm. Im wesentlichen handelte es sich um die Erfüllung zweier Ziele: Ausweitung der Forschung und Geschichtschreibung auf außerdeutsche Länder im Sinne der « Weltwirkung » der Reformation, damit aber auch Verlegung des Schwergewichts von reinen Quellenveröffentlichungen — die nebenbei bemerkt den früheren Bänden der Zeitschrift ihren besonderen Wert erhalten werden — auf allgemeinere Untersuchungen und Fragestellungen. Diesem Programm ist Ritter in der Folge treu geblieben, wofür die nachmals erschienenen Bände Zeugnis ablegen. Nachdem 1943 zwangsläufig ein Stillstand eingetreten war, gelang 1948, vor allem dank der rastlosen Initiative Ritters, die Fertigstellung des neuen Bandes, der für 1944 vorbereitet war.

Der uns vorliegende Band eröffnet abermals neue Perspektiven. Die Zeitschrift wechselte inzwischen nicht allein den Verlag, sondern es ergab sich, ohne Zweifel aus der neuen Zielsetzung, allmählich auch die nun auf feste Grundlagen gestellte Zusammenarbeit des Vereins für Reformationsgeschichte mit der « American Society for Reformation Research », die übrigens materiell die Fortführung der Zeitschrift erleichterte. Dem entspricht auch die Zusammensetzung der Redaktion, von der je zwei Mitglieder Deutschland und Amerika angehören. So trägt die Zeitschrift fortan doppelsprachigen Charakter. Die daraus unter Umständen erwachsenden Schwierigkeiten suchen die Herausgeber wenigstens einzuschränken, indem sie den Aufsätzen eine Zusammenfassung der Hauptgedanken der Aufsätze in deutscher bzw. in englischer Sprache folgen lassen. Ob das ein hinreichender Ersatz ist, wird sich wohl zeigen. In der Zusammenarbeit beider Teile zeichnet sich jedenfalls der ungewöhnliche Anteil ab, den Amerika in steigendem Maß an der reformationsgeschichtlichen Forschung nimmt.

Wir müssen es uns im Rahmen einer Anzeige leider versagen, auf die zahlreichen Beiträge auch im bereits erschienenen 1. Heft des 43. Jahrgangs 1952 im einzelnen hinzuweisen. Es mag lediglich angemerkt werden, daß hier, ganz entsprechend den früheren Bänden, sich Teilstudien zu den bedeutendsten Reformatoren finden, dabei ein nicht unerheblicher Anteil jedoch auch auf Studien zur Geschichte des nordischen Protestantismus entfällt. Zwei Aufsätze: Erik Wolf, Theologie und Sozialordnung bei Calvin, und Clemens Bauer; Melanchthons Naturrechtslehre zeigen trefflich, wie das Programm der Zeitschrift für Grenzgebiete erfüllt wird.

Allgemeine Beachtung, auch seitens der Freunde schweizerischer Reformationsgeschichte, verdienen besonders die Forschungsberichte und die

Buchbesprechungen. Es sei uns erlaubt, in diesem Zusammenhang den früher (1940-41, 1943) erschienenen, ganz ausgezeichneten Forschungsbericht W. Köhlers über das Täuferium in der neueren kirchenhistorischen Forschung in Erinnerung zu rufen. In ähnlicher Weise berichtet R. Stupperrich in Münster über Stand und Aufgabe der Buchforschung (42, 244 ff. ; 43, 106 ff. : Buceriana). Als Zeugnis der fruchtbaren Zusammenarbeit mit amerikanischen Forschern ist die ungemein nützliche Übersicht über die amerikanische Zeitschriftenliteratur während der Jahre 1945-51 (43, 88 ff.) herauszuheben.

Die uns vorliegenden Hefte beweisen zur Genüge, welche wertvollen Dienste die Zeitschrift jedem an der Reformationgeschichte Interessierten zu bieten vermag, auch wie sehr der Blick des Landeshistorikers mit Vorteil sich « universalhistorischen » Zeitschriften zuwendet.

O. Vasella.

Max Geiger : Die Basler Kirche und Theologie im Zeitalter der Hochorthodoxie. 439 Seiten und 10 ganzseitige Bilder. Evangelischer Verlag AG. — Zollikon-Zürich 1952. Leinen Fr. 26.—, brosch. Fr. 23.40.

Die Zeit zwischen 1550 und 1750 pflegt die moderne Forschung — soweit sie nicht bewußt katholisch orientiert ist — seit Jahrzehnten entweder von Reformation und Humanismus oder aber von Aufklärung und Revolution aus aufzurollen und dementsprechend den Nachwirkungen der einen Zeitenwende nachzuspüren und umgekehrt nach den Ansatzpunkten und Wegbereitern des andern epochalen Ereignisses Ausschau zu halten. Diese Einstellung hat zweifellos zu einer Reihe richtiger oder mindestens fruchtbarer Einsichten und Erkenntnisse geführt, die einzeln anzuführen sich hier erübrigt. Noch bleibt aber der letzte, entscheidende Schritt zum eigentlichen historischen Verstehen zu tun, die Erfassung des Gegenstandes um seiner selbst willen, d. h. in unserem Falle also der Versuch, zwei bisher eher vernachlässigte, ja mediatisierte Jahrhunderte in ihrer epochalen « Unmittelbarkeit zu Gott » — um ein bekanntes Rankewort zu variieren — endlich ernstzunehmen. Jeder Vorstoß in dieser Richtung verdient also unsere Aufmerksamkeit. In diesem Zusammenhang möchten wir auf die Erstlingsschrift eines evangelischen Theologen hinweisen, die in überzeugender Weise sich um die Aufhellung des unbekanntem 17. Jahrhunderts bemüht, primär zwar nur auf die evangelische Eidgenossenschaft gerichtet ist, indirekt aber auch für den katholischen Raum zu mancherlei Fragen anregt.

Wie seinerzeit Paul Wernle durch den Stoff gezwungen worden war, die Entwicklung des schweizerischen Protestantismus rückwärts zu verfolgen und anstelle des 19. Jahrhunderts schließlich das 18. Jahrhundert in einer monumentalen Darstellung zu würdigen, so wurde auch Max Geiger, der Verfasser des vorliegenden Werks, seiner ursprünglichen Absicht, die dem Basler Repräsentanten der sog. vernünftigen Orthodoxie Samuel Werenfels (1657-1740) galt, recht bald untreu, weil ihn die Frage nach deren Grundlagen, eben nach dem Wesen der eigentlichen Orthodoxie selbst, immer

stärker in ihren Bann zu ziehen begann. So kam er schließlich dazu, die gesamte geistige und kirchliche Entwicklung Basels vom Tode Oekolampads bis zur Annahme der Formula Consensus (1675) unter dem Gesichtswinkel der entstehenden Orthodoxie neu zu visieren und in ihren entscheidenden Etappen darzustellen. Vorarbeiten dazu gab es recht wenig in den letzten Jahrzehnten, wenn man von einigen Spezialstudien der beiden theologischen Lehrer Geigers, Karl Barth und Ernst Staehelin, absieht. Umso überzeugender wirken die Ergebnisse, zu denen Geiger nunmehr gelangt ist und die er auch in stilistisch packender Form darzubieten weiß.

In zwei Teile zerfällt der mit zehn Illustrationen ausgestattete Band. Der « kirchlich-theologischen Entwicklung Basels von der Reformation bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts » ist der erste Teil unter der recht geschickt gewählten Etikettierung « Basilea reformata » gewidmet. Auf knapp 50 Seiten wird ein Jahrhundert Baslerischer Geistesgeschichte gegeben, natürlich zwar nur in skizzenhaften Umrissen, aber doch immer mit einem sichern Blick für die entscheidenden Wendepunkte und Persönlichkeiten, welche die Verantwortung für die reformierte Basler Kirche tragen, so etwa für den Antistes Sulzer mit seinem Hang zum Luthertum, dann für Antistes J. J. Grynaeus, der einen radikalen Kurswechsel zum Calvinismus vollzog, oder gar für einen so originalen Theologen, wie es der zugewanderte Amandus Polanus war. Mit Recht wird auf die zähe Lebenskraft des erasmianisch-humanistischen Geistes hingewiesen, der das spezifische Klima der Stadt trotz Reformation und Orthodoxie noch immer bestimmte. Dabei faßt Geiger nicht nur die bisherigen Forschungsergebnisse zusammen, sondern versucht methodisch neue Wege zu gehen, so etwa in der Auswertung der für die Buchdruckerstadt Basel symptomatischen Verlagsprogramme.

Unter dem denkwürdigen Antistitium des Theodor Zwinger (1629-54) setzt sich auch in Basel eine neue Lebensform durch. Die Basler Kirche wird nämlich — um mit Geiger (S. 49) zu sprechen — « im vollen Sinn orthodox: geschlossen in ihrer Lehre, eifrig in der theologischen Arbeit, unermüdlich in der Auseinandersetzung mit Luthertum und Papsttum, selbstverständlich und innerlich unangefochten überzeugt von der unbedingten Richtigkeit und Wahrheit ihrer theologischen Sätze, festgelegt in ihrer Ordnung und in ihrem ganzen kirchlichen Leben. Es sind die Jahre, da auch die Theologen der Basler Kirche sich in weitem Maße sicher fühlen, da sie Zeit haben und sich Zeit nehmen, ihre Positionen durchzudenken und sich gegen andersartiges — lutherisches, katholisches oder arminianisches — Denken abzugrenzen. Hauptgegner bleiben im allgemeinen Lutheraner und Katholiken. In sich selber ist die reformierte Lehre noch weithin unangefochten, wenn es auch an Vorboten nicht fehlt, die das Ende dieser Zeit der inneren Geschlossenheit und Sicherheit ankündigen und den Übergang von der Orthodoxie in die unruhigere Phase der Hochorthodoxie vorbereiten ». Mag man auch gegen diese recht eigenwillige Verwendung des Terminus Hoch-Orthodoxie (ganz im Gegensatz etwa zur üblichen Sinngebung bei Hoch-Scholastik oder Hochklassik) gewichtige Bedenken anzumelden haben, so wird man Geiger gleichwohl mit Interesse und Gewinn in den Bereich folgen, den er uns unter dieser Bezeichnung recht anschaulich,

gelegentlich etwas breit, aber immer packend aufzuzeigen versteht. Auch äußerlich mit seinen 300 Seiten weitaus den größeren Teil des Buches ausfüllend, ist er selbst um die beiden bedeutendsten Persönlichkeiten der Basilea orthodoxa gruppiert, die selber zueinander in einer geistesgeschichtlich außerordentlich aufschlußreichen polaren Spannung stehen. Der eine ist Lukas Gernler, Antistes von 1655 bis 1675, weniger Theoretiker als Mann der Praxis, jahrzehntelang der « verantwortliche kirchliche Leiter zu Stadt und Land », ja direkt « die Seele hochorthodoxen Kirchentums in Basel », wie ihn Geiger nennt, im Zusammenhang seiner scharf profilierenden Charakteristik (S. 73 ff.). Weniger leicht faßbar ist — trotz den verhältnismäßig zahlreichen Briefzeugnissen — sein mehr im Stillen wirkender Gegenspieler Johann Rudolf Wettstein, Professor der Theologie an der Universität von 1654 bis 1684, des großen Bürgermeisters ältester Sohn, ein universal gebildeter und übrigens auch mit der patristischen Tradition wohl vertrauter Gelehrter eigener Prägung, als Mensch von einer außergewöhnlichen Sensibilität und Gewissenhaftigkeit. Wie kein anderer ist er deshalb auch dazu geeignet, um gegenüber seinen nach weiterer lehramtlicher Fixierung drängenden Zeitgenossen die Rolle des kritisch zurückhaltenden Mahners zu spielen. Es fehlt hier der Raum, um auf diese jahrelange Anseinandersetzung zwischen den beiden Männern, wie sie uns Geiger in direkt dramatischer Zuspitzung vorführt, näher einzugehen. Jedenfalls vermag die präzise Darstellung dieser intern protestantischen, ja intern reformierten Schulstreitigkeiten den Leser in steigendem Maße zu fesseln und vielleicht auch dazu anzuregen, aus katholischer Sicht die theologischen Probleme zu durchdenken, die seinerzeit den reformierten Theologen des 17. Jahrhunderts so viel zu schaffen gemacht haben: etwa die Lehre vom « Descensus Christi ad inferos » (S. 259 ff.), die Diskussion über die oboedientia activa und passiva Christi (270 ff.) die Lehre vom « Foedus operum » (313 ff.), um von Prädestination und Schriftinspiration ganz zu schweigen.

Äußerlich gesehen hat sich bekanntlich Gernlers Standpunkt mit der Annahme der Consensusformel durch die reformierten Schweizerstädte 1675 gegenüber den Bedenken und Einwänden Wettsteins offiziell durchgesetzt. Mit Interesse liest man Geigers ausführliche Darstellung der Umstände, die sie begleitet haben, sowie seinen nicht weniger aufschlußreichen theologischen Kommentar der einzelnen neuen Artikel, die aufgestellt wurden, um den von der theologischen Schule von Saumur ausgehenden gefährlichen Neuerungen ein für allemal zu begegnen und zu wehren. Daß der Formel in Wirklichkeit aber höchstens ein Augenblickserfolg zuteil wurde und daß Wettsteins eigenstes theologisches Anliegen damit noch keineswegs erledigt war, ja im Gegenteil die Zukunft für sich hatte, dies ist die wesentliche Folgerung, zu der Geigers Ausführungen schließlich gelangen.

Um den realen Fortschritt an historischer Erkenntnis, den die Forschung dem Geigerschen Werk zu verdanken hat, im einzelnen zu ermessen, müßte man es natürlich etwa mit den seit 100 Jahren durch Alexander Schweizer gelegten Grundlagen der Forschung vergleichen. Soweit wir es beurteilen können, ist hier ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet worden. Vor allem die reichen — und noch lange nicht ausgeschöpften — handschriftlichen Bestände

der Basler Universitätsbibliothek und des Basler Staatsarchivs sind ausgiebig und recht geschickt herangezogen worden. Entsprechend den beiden Hauptpolen — Gernler und Wettstein — geschah dies unter zwei Gesichtspunkten : des theologischen Denkens Wettsteins, das weniger in eigenen größeren Publikationen als im Universitätsbetrieb und vor allem im eifrig gepflegten Briefwechsel mit in- und ausländischen Freunden und Gesinnungsgenossen seinen Niederschlag fand, und andererseits der kirchenamtlichen Tätigkeit des Antistes Gernler, die dieser übrigens selbst in seinen eigenen erhaltenen und gedruckten Predigten am eindrucksvollsten interpretiert. Ja, man darf wohl sagen, daß auf Grund dieses Materials der Verfasser ein sehr anschauliches Bild der reformierten Stadt Basel im 17. Jahrhundert zu geben versteht. Daß dabei auch die mehr oder weniger mit Spannung geladenen Beziehungen zwischen der damaligen Kirche und der staatlichen Obrigkeit — gerade solange eine so starke Persönlichkeit wie der Bürgermeister Wettstein an ihrer Spitze stand — zu berücksichtigen waren, ist bei einer Zeit, deren autoritär-absolutistische Grundtendenzen sich ebenso sehr in der Kirche wie im Staat geltend machten, nur natürlich.

So sorgfältig Geiger in seiner, allgemeine Kulturgeschichte glücklich mit spezieller Theologiegeschichte verknüpfenden Darstellung auch den lokalbaslerischen Ausprägungen dieses reformierten Kirchentums nachgeht, nie vergißt er aber darüber die größeren Zusammenhänge, in die Basel hineingestellt ist, also etwa die Frage nach den Wesenszügen der hochorthodoxen Theologie überhaupt, die nach Geiger (73) ja « nicht nur bedrohte Theologie », sondern « in ebensolchem Maße abwehrende und kämpfende Theologie » ist. Ganz besonders lebhaft empfindet man den Wunsch nach ebenso solid gearbeiteten parallelen Untersuchungen über andere Schweizerstädte — besonders fruchtbar dürfte eine moderne Studie über die repräsentativen Zürcher Theologen wie Breitingen, Ulrich, Hottinger und Stucki ausfallen. Erst so wäre die Voraussetzung vorhanden zu den nicht minder notwendigen und interessanten Vergleichen und Gegenüberstellungen. Nicht zuletzt müßte einmal auch im katholischen Raume ein ähnlicher Versuch unternommen werden, Anregung zu weiteren Fragen ist nicht die geringste der vielen Gaben, die wir Geigers Werk zu verdanken haben.

Alfred Stæcklin.

Paul Kirn, Einführung in die Geschichtswissenschaft. — Sammlung Göschen, Bd. 270. 2. Aufl. Berlin Walter de Gruyter & Co., 1952. 121 S. DM 2.40.

Dieses Büchlein ist in erster Linie für Anfänger und besonders für Studenten bestimmt. Als Ganzes erörtert es die wichtigeren Fragen der historischen Methodenlehre in klarer, einfacher Sprache und unterbaut die Erklärungen auch durch gut gewählte Beispiele. Entsprechend der Zweckbestimmung seiner Darstellung verliert sich P. K. nicht zu sehr in erkenntnistheoretischen Problemen noch etwa in geschichtsphilosophischen Spekulationen. Indessen ist man dankbar für die knappen Hinweise auf die

modernerer Definitionen der Geschichtswissenschaft und auf ältere Streitfragen (Verhältnis der politischen und der Kulturgeschichte, vgl. S. 8 f.) und begrüßt auch manche trefflichen Bemerkungen über den Positivismus und den Historismus (78 ff.) sowie zur Frage der Objektivität.

Sehr beherzigenswert sind im allgemeinen die für Studenten der Geschichte bestimmten Ratschläge (21-30, dazu auch 64) und die besondern Winke für Doktoranden (95 ff.), von denen der 17. (97) auch für den Lehrer gilt: « Es ist erwünscht, daß der Doktorand seinem Professor von Zeit zu Zeit über seine Arbeit berichtet. » Wir würden hinzufügen: es soll auch möglich sein! Mit vollem Recht legt K. großen Wert auf die Form der Darstellung (12, 29, 91) und er bietet erfreulicherweise auch einige bibliographische Angaben zu Stilfragen (110).

Einige Wünsche mögen angebracht sein. Etwas mehr hätten wir gerne über manche Wandlungen der Geschichtsauffassung gegenüber dem 19. Jahrhundert gehört. Das so verhängnisvolle Argumentum ex silentio wird nur einmal knapp in einem Beispiel angedeutet (15) und auch der Bedeutung des Irrationalen in der Geschichte wird u. E. eher zu wenig Beachtung geschenkt (67, wo der Ausdruck: Geschehenswirklichkeit unschön wirkt). Im Zusammenhang mit der Erörterung der Fälschungen in der Geschichte (16) wäre der Unterschied zwischen Fälschung und Verunechtung herauszuheben gewesen, was wichtig wäre im Hinblick auf die Erwähnung « ungezählter falscher Urkunden für Kirchen und Klöster ». Die Vorstellung vom « Abschreiben » im Mittelalter dürfte, so gut manche Bemerkungen auch sind (62 f.), noch etwas besser aus der Zeitlage heraus erklärt werden (Bedeutung des Gedächtnisses, Mangel an Verbreitungsmöglichkeiten des Geschriebenen u. ä. m.).

Hinsichtlich der Hinweise auf Bibliographien hätten wir es gerne gesehen, wenn die Angaben etwas genauer gefaßt wären (37 f., bes. hinsichtlich der Lücken in den Jahresber. d. deutschen Gesch.). Wir bedauern auch, daß die Kirchengeschichte allzu knapp berührt wird (51 f.) und nur Hinweise auf protestantische Werke geboten werden, wie denn auch für die Papstgeschichte einzig auf Haller verwiesen wird (112, neben Voigts älterer Biographie Pius II.). Noch einen Wunsch möchten wir äußern. Statt der etwas theoretischen Ausführungen über die Weltgeschichte (103 ff.) hätten wir es lieber gesehen, wenn K. eine Übersicht über neuere « Weltgeschichten » auch nichtdeutscher Provenienz gegeben hätte. Sehr schätzen wird man die Übersicht zur Geschichte einzelner Völker und Länder (115: zu Dierauer letzte Auflagen 1920-24, also 1887-1924 nicht 1919); 116: Thomas Platters Lebensbeschreibung liegt in neuer Ausgabe von A. Hartmann (1944) vor.

O. Vasella.

Antiquus Liber Donationum Alteripe ou Ancien Livre des Donations faites à l'Abbaye d'Hauterive, publié par **Paul Clément**. Fribourg 1952, 174 pages. En vente chez l'auteur, Fribourg, Grand'rue, 10. Fr. 10.—

Le *Liber Donationum* est un catalogue non pas des donations faites par le couvent d'Hauterive, mais, ainsi que M. Clément le précise dans le sous-titre français, une liste des largesses dont ce monastère a été l'objet depuis ses origines (1138) jusque vers 1220.

L'original, que Mgr de Lenzbourg, Abbé d'Hauterive et ensuite évêque de Lausanne, avait encore sous les yeux vers le milieu du XVIII^e siècle, passait pour perdu. Il en existait par contre plusieurs copies : une de 1478 ; une autre, incomplète, de 1748 ; une troisième de 1763, faite sur celle de 1478, mais collationnée après coup sur l'original par Mgr de Lenzbourg. Utilisant ces diverses copies, M. l'abbé Jean Gremaud avait, en 1896, publié le *Liber Donationum* dans le Tome VI des *Archives de la Société d'Histoire du canton de Fribourg*. Puis le P. Gumy, capucin — le futur évêque des Seychelles —, dans son *Regeste de l'Abbaye d'Hauterive*, avait résumé, ou plus exactement traduit en français toutes les pièces de notre *Liber* ; elles constituent même presque exclusivement les 360 premiers numéros de son volumineux regeste.

Or, dans une vente publique, à Cheltenham, le *Liber Donationum*, qui était devenu, on ne sait ni quand ni comment, la propriété d'un bibliophile anglais, fut mis aux enchères et acheté par la Preussische Bibliothek de Berlin. Du précieux document, la Bibliothèque cantonale et universitaire de Fribourg fit faire une photo-copie (que le P. Gumy a utilisée). C'est le texte que publie aujourd'hui M. Paul Clément. Il ne l'a pas imprimé, mais tapé à la machine et photocopié. Le volume, en grand format, se présente fort bien ; la disposition est claire, le texte très lisible ; les fautes de frappe sont très rares et de même les erreurs de lecture. On pourra tout au plus discuter la transcription de certains noms propres. Le manuscrit, qui semble bien être du XII^e siècle, est au surplus facile à lire. Il faut en dire autant de 35 autres donations environ inscrites sur les deux feuilles de garde d'une Bible du XII^e siècle ayant appartenu à Hauterive, mais qui se trouve aujourd'hui à la Bibliothèque cantonale de Fribourg et que M. Clément, imitant en cela M. Gremaud, a accueillies en supplément dans son édition. Il a fait de même pour une quarantaine d'autres pièces, du XII^e siècle comme les précédentes, que M. Gremaud avait trouvées dans un recueil sur lequel on n'a, pour l'instant, pas réussi à mettre la main.

Une comparaison de l'édition de M. Clément avec celle de M. Gremaud permet de constater que cette dernière était bonne. Tout au plus l'auteur aurait-il aujourd'hui accepté dans le texte certaines lectures qu'il a reléguées en note, comme étant celles d'un autre manuscrit que celui de 1478 qui lui servait de base. Parfois deux numéros distincts chez lui sont réunis en un seul dans la nouvelle édition ; mais l'inverse est plus fréquent : elle décompose en 2, 3, 4 ou même 5 actes un seul document de l'édition Gremaud.

Le grand nombre des pièces du *Liber Donationum* ne portent pas de date. Mgr de Lenzbourg s'était efforcé de leur en donner une, très approximativement. Le P. Nicolas Rædlé avait repris le même problème dans

Urkunden und Register (UR). M. Gremaud avait adopté en général les conclusions de ce dernier, et Mgr Gumy en fit autant. M. Clément reproduit à son tour ces mêmes dates, mais il supprime les parenthèses dont celui-ci les avait souvent enveloppées, pour signifier qu'elles étaient, en pareil cas, approximatives. Cette omission pourrait induire le lecteur en erreur, en lui faisant considérer comme précise et sûre une date qui ne l'est pas, et qui, plus d'une fois, est même contestable, ainsi que M. Pierre de Zurich en particulier l'a fait remarquer dans son étude sur les origines de Fribourg (*Mém. et Doc.*, T. XII).

Pour une raison qu'on ne connaît pas, la copie de 1478 — et par conséquent également celle de Gremaud — fait commencer le Liber par le N° 51 (Mgr de Lenzbourg avait cependant indiqué en marge de la copie de 1763 la pagination du manuscrit original, ce qui aurait dû permettre de rétablir sa véritable physionomie). La conséquence est qu'il y a divergence complète dans la numérotation entre les trois éditions, et il faut savoir gré à M. Clément d'avoir, au moyen d'une triple table de concordance, permis au lecteur de s'y retrouver. Il y a ajouté enfin un volumineux index des noms propres avec quelques renseignements biographiques ou historiques sur les personnages ou les lieux qu'il y énumère. On le remerciera d'avoir donné une édition d'un manuscrit qui est l'un des plus anciens à nous renseigner sur nombre de famille seigneuriales et de personnages ecclésiastiques de notre canton de Fribourg, ainsi que de la Suisse occidentale.

L. Wæber.

Maria Veronika Rubatscher, Lino von Parma : Ein Leben der Liebe.
Rex-Verlag Luzern, 1952. 168 S.

Le Rex-Verlag nous a envoyé cette vie du P. Lino de Parme, présentée en vingt-quatre petits chapitres, soit autant de tableaux, par la plume poétique et vibrante de Marie Véronique Rubatscher.

Alpinolo Maupas, en religion le Père Lino (1866-1924), d'une famille d'origine française, était né à Split. Sa mère avait été cantatrice ; son oncle était archevêque de Zara. Après être entré, en Dalmatie, chez les Frères Mineurs, il était ressorti de son couvent, avait obtenu sa sécularisation, puis réussit à rentrer dans la même congrégation, mais dans une province d'Italie, qui devint ainsi sa seconde patrie. Sa vie s'est dès lors déroulée à Parme, où il fut successivement chapelain puis curé, mais surtout aumônier de la grande prison de San Francesco ainsi que de la maison de correction pour jeunes gens établie dans l'ancienne chartreuse de la ville.

C'était le vrai fils de saint François. Son amour des petits, des orphelins, des malades, son dévouement sans borne pour tous les déshérités de la vie, l'intérêt qu'il portait à tous ceux qui avaient été mis au ban de la société, la bienveillance avec laquelle il s'occupait d'eux, prenant leur défense, intervenant en leur faveur, lui avaient gagné tous les cœurs, et avaient fait de lui l'homme le plus populaire de Parme, celui qui seul, alors que les pouvoirs publics se reconnaissaient impuissants, parvenait à empêcher une émeute, à arrêter le bras de la populace rouge sur le point de mettre

le feu à une église ou de saccager les immeubles de ceux qu'elle considérait comme ses adversaires.

Touchant est en particulier le chapitre où est racontée l'excursion — on dirait une grande promenade de collègue — qu'il fit avec les deux cents jeunes gens de la « generala », ses « certosini » comme il les appelait, au village natal de Verdi ainsi qu'aux différents endroits témoins de la carrière du grand musicien, dont le souvenir lui tenait à cœur parce qu'il songeait que, naguère, sa mère avait tenu un rôle dans tel ou tel de ses opéras.

Plus émouvante encore est la scène poignante qui se déroula lors du décès du P. Lino. Il était mort presque subitement, dans la demeure d'un industriel, alors que, à bout de forces et sentant sa fin prochaine, il avait néanmoins tenu à faire, une fois de plus, une démarche en faveur de l'un de ses protégés. Désolés de n'avoir pas la possibilité de le revoir une dernière fois, les prisonniers de San Francesco employèrent le pécule qui servait à leur procurer quelques cigarettes, à confectionner un double cercueil et y ménagèrent une petite ouverture qui devait permettre de contempler encore les traits du défunt. Ils supplièrent ensuite le directeur de les faire conduire au couvent où était déposée la dépouille mortelle. Le directeur prit alors sur lui de faire conduire à la prison, de nuit, le défunt dans sa double bière, et les cinq cents détenus défilèrent auprès du cercueil, déposant, les larmes dans les yeux et des sanglots dans la gorge, un baiser sur la petite vitre qui recouvrait le visage de leur cher aumônier. Ce fut ensuite une veillée de prières, groupant dans un même élan non plus des condamnés, mais les membres d'une grande famille, les fils d'un même père et tôt le matin, au cours de la messe de *requiem* qui fut célébrée *praesente corpore*, ils reçurent presque tous la sainte communion. On songe tout naturellement à la scène analogue qui s'était produite à Assise, à la mort de saint François, lorsque Frère Elie ordonna au cortège funèbre — en réalité, plutôt une marche triomphale — qui conduisait, de la Portioncule à Saint-Georges (aujourd'hui Sainte-Claire) le corps du Poverello, de faire un détour, de passer par Saint-Damien, la demeure alors des Clarisses, et y fit introduire, par l'ouverture où celles-ci venaient communier, le corps de leur fondateur, afin de leur fournir l'occasion de le contempler une dernière fois.

On ne saurait trop recommander la lecture de ce livre à ceux qui ont à s'occuper de maisons de relèvement ou de correction, de prisons de détenus. Ils y verront, par un exemple de notre époque, abondamment documenté et présenté d'une manière singulièrement évocatrice et vivante l'histoire d'un grand cœur. Elle les invitera à imiter son exemple, leur rappelant qu'on ne fait pas en vain appel à ce qui reste de sensibilité au fond de tout homme, fût-il dénaturé ou pervers, et leur montrant l'écho que peuvent susciter dans des âmes en apparence fermées à tout sentiment affectueux, les marques témoignées à leur égard d'une générosité et d'un dévouement vraiment chrétiens.

L. Waeber.

Paul Joachimsen: Die Reformation als Epoche der deutschen Geschichte.
In vollständiger Fassung erstmals aus dem Nachlaß hrg. von **Otto Schottenloher**. — München, Verlag Chr. Kaiser und Verlag R. Oldenbourg 1951.
xxiv-312 S. DM 15.60.

Paul Joachimsen, ehem. Professor an der Universität München, bekannt durch seine Studien zur Historiographie und zur Geschichte des Humanismus, starb 1930, ehe der 5. Band der Propyläen-Weltgeschichte erschien, in welchem er die Darstellung der Reformation bot. Es ergab sich dabei aus der Anlage des Gesamt-Werkes eine starke Verkürzung des von J. eingegebenen Textes. Nun hat es O. Schottenloher unternommen, auf Grund der ursprünglichen, bis auf wenige Seiten erhaltenen Fassung eine Neuausgabe zu veranstalten, die jeder freudig begrüßen wird, der die Darstellungskunst J.s kennt.

Der Herausgeber selbst ergänzt das Buch durch eine Einführung mit einer klug abgewogenen, lehrreichen Würdigung des Reformationshistorikers, die vor allem in einem Vergleich mit der Geschichtsauffassung Rankes wurzelt. Daß auch an Joachimsen der Einbruch des Kriegserlebnisses in das Kulturideal des 19. Jahrhunderts mit seinem Fortschrittsglauben nicht spurlos abgleiten konnte, ist umso begreiflicher, als er selbst sehr stark von der Problematik des deutschen Staates als Nation erfüllt war. Das deutet der Titel des Buches an. Von hier aus ergibt sich für J. auch die Problematik der Reformation, deren Ausgang ihn unbefriedigt läßt. In diesem Zusammenhang zitiert Schottenloher die ausgezeichneten Formulierungen J.s (xvii): « Die Reformation beginnt mit der Forderung einer Erneuerung der Religion auf Grundlage der Selbstbestimmung des einzelnen und führt, zumal nach der Spaltung des Protestantismus selbst, zur gesteigerten Betonung dogmatischer Unterschiede. » — « Die Reformation scheint sich organisieren zu wollen als Gemeindegemeinschaft auf nationaler Grundlage und endet in den landeskirchlichen Organisationen der Territorialgewalten. » — « Die Reformation erscheint in ihren Anfängen als Zusammenfassung religiöser, politischer und sozialer Reformforderungen und endet als rein religiöse Neubildung. » Damit sind für J. die wichtigsten Elemente der widerspruchsvollen Entwicklung der Reformation festgehalten und, fügen wir hinzu, wie in vielem andern auch fruchtbare Ansätze zu einem Vergleich mit der schweizerischen Entwicklung gegeben.

Am Schluß bietet Sch. noch ein überaus anziehendes Lebensbild dieser vornehmen Persönlichkeit, das in manchen Zügen ergreifend wirkt. Hinzu kommt ein dankenswertes Verzeichnis der Veröffentlichung J.s.

Die Darstellung selbst bietet ein klassisches Geschichtsbild, dessen entscheidende Vorzüge aus der Propyläen-Weltgeschichte bekannt sind: Prägnanz und Schönheit der Form und gedankliche Tiefe. Auch insofern ist das Werk klassisch, als J. aus einer reichen geschichtlichen Erfahrung heraus gestaltet. Überall verspürt der Leser den lebendigen Hauch der Quellen, die Joachimsen in Fülle heranzieht und glänzend beherrscht. Schade ist es nur, daß die Quellennachweise allzu knapp ausfallen mußten.

Wir müssen es uns leider versagen, auf Einzelheiten einzugehen. Wer

die Darstellung durchgeht, ist immer wieder von ihrer Schönheit überrascht. Die Lektüre ist ein geistiger Genuß von seltener Tiefe. Das Buch bietet eine lichtvolle, gerechte Würdigung der umstrittenen Epoche, bewegt sich jenseits aller Polemik und ist gerade in dieser Hinsicht vorbildlich auch für die Schweiz, wo die Anschauungen oft noch zu sehr in problemloser Voreingenommenheit erstarrt erscheinen. Dem Herausgeber und den beiden Verlagen gebührt aufrichtiger Dank für diese bedeutende Gabe.

O. Vasella.

Synopsis Historiae Societatis Jesu. — Lovanii, typis ad sancti Alphonsi 1950, col. 820.

Dieses Werk stellt ein sehr nützliches Hilfsmittel zur Geschichte und Statistik der Gesellschaft Jesu dar. Es muß als solches gewertet werden. Mögen ihm vereinzelt auch Lücken und Schwächen anhaften, was bei so umfassenden Tabellen und Daten kaum jemals zu vermeiden sein wird, so muß doch die Anerkennung für das Gebotene vorangestellt werden.

Nach einer kurzen Übersicht über den Aufbau des Ordens folgt der Hauptteil (col. 8-607). Dieser bietet die Zeittafeln zur Entwicklung des Ordens und umfaßt drei Abschnitte: 1. die Zeit von der Gründung bis zur Aufhebung (1540-1773), 2. jene von der Aufhebung bis zur Restitution (1773-1814), 3. die neuere Entwicklung bis 1940. Drei Teile (3-5) bieten Übersichten über die Ordensobern (608-705), über die Provinzen im Orden vor und nach der Aufhebung, einschließlich der neueren Missionsgebiete (706-709), endlich auch über den Mitgliederbestand zu Beginn des Jahres 1940. Eine Statistik der Niederlassungen selbst zu bieten war unmöglich, verständlicherweise angesichts der tiefgreifenden Wandlungen zufolge des Krieges und aller damit zusammenhängenden Ereignisse.

In einem 6. Teil finden wir ein Verzeichnis der Heiligen, Seligen und Martyrer, in einem 7. Teil eine Zusammenstellung der auf den verschiedenen Gebieten der Seelsorge und der Wissenschaftspflege verdienten Ordensmitglieder. Für diese vermittelt das Werk jeweils die wichtigsten Lebensdaten.

Zeitlich reicht die Synopsis bis 1940. Sie ist das Ergebnis der Arbeit einer Reihe von inzwischen verstorbenen Ordensmitgliedern, so daß die Herausgabe erst nach manchen Jahren der Verzögerung und nach wiederholten Verbesserungen möglich wurde.

Die Zeittafeln mögen kurz erläutert werden. In Kolonnen angeordnet werden die wichtigsten Ereignisse der Zeitgeschichte geboten, hernach folgen die auf den Orden sich beziehenden päpstlichen Schreiben und Erlasse, die Namen und Schreiben der Ordensgeneräle, dann die Begebenheiten in den verschiedenen Provinzen, von denen jeweilen zwei zusammengestellt werden (Italien und Frankreich, Spanien und Portugal, Deutschland und Belgien, England und Polen, endlich gesondert auch die Missionen).

Der Vorzug des Werkes ist damit angedeutet. Es ermöglicht eine rasche Orientierung über alles Wesentliche der Ordensgeschichte in allen

Ländern. Der Nachteil liegt u. E. im Verzicht auf jegliche Quellenangaben, von der Tatsache abgesehen, daß gemäß Vorwort in erster Linie die Ordensarchive ausgewertet wurden. Zwangsläufig gegeben ist auch eine Auswahl der Daten. Doch hieraus darf nicht ohne weiteres eine Kritik abgeleitet werden. Die Fülle der notwendigen Arbeit ist unverkennbar. Immerhin hätte man da und dort gerne Hinweise entgegengenommen. Auf Kol. 237 wird z. B. ein schwerer Konflikt zwischen der Kirche und dem Rat in Freiburg von 1677 erwähnt, in welchem die Patres beim Nuntius vermittelten. Quelle wird keine genannt, obgleich hiefür der Raum nicht gefehlt hätte. Ein ähnliches Beispiel findet sich auf Kol. 125, wo das Verbot des Besuchs auch auswärtiger Jesuitenschulen für das Veltlin seitens der protestantischen Häupter der Drei Bünde erwähnt wird. Ein Datum fehlt. Es kann nur aus der Reihenfolge auf Ende des 16. Jahrhunderts geschlossen werden. Man wird das bedauern. Diesen Mangel empfindet man z. T. auch bei den Biographien. Freilich finden sich darin bekannteste Persönlichkeiten, zu deren Lebensgeschichte und Werk es eine Unsumme von Schriften gibt. Es sind darunter aber auch weniger bekannte Namen. So will uns scheinen, daß die biographischen Daten zuweilen hätten besser abgestimmt werden können auf das, was bereits als sehr bekannt oder als weniger leicht feststellbar vorausgesetzt werden kann. Übrigens werden auf Kol. 773 ff. die Geschichtschreiber des Ordens aufgezählt. Zu ihren Werken fehlen oft die Erscheinungsjahre. Auch hier kann nicht eigentlich Vollständigkeit vorausgesetzt werden. Der findige Benützer wird sich aber oft mit den bekannten Handbüchern und Nachschlagewerken zu helfen wissen (Sommervogel, Heimbucher, Duhr, Jesuitenlexikon).

Auch für die schweizerische Kirchengeschichte bietet das Werk manche bemerkenswerte Daten. Angesichts der riesigen Arbeit und der Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens wird man schließlich nicht zu kleinlich sein wollen, sondern für das Gebotene aufrichtigen Dank wissen.

O. Vasella.